

Wiesbadener Tagblatt.

40. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
In Wiesbaden und den Landorten mit Zweig-
Expeditionen 1 Mt. 50 Pfg., durch die Post
1 Mt. 60 Pfg. für das Vierteljahr.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einseitige Zeile für locale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Zeile für 14 Tage 50 Pfg.,
für 28 Tage 75 Pfg.

No. 184.

Mittwoch, den 20. April

1892.

Der Gesang als Erziehungsmittel.

Unter allen Unterrichtsgegenständen, welche den Geist des Lernenden und besonders den des Kindes erheitern und bilden, wird keiner so sehr in den Hintergrund gedrängt als der Gesang. Während die Gelehrten ihn als Nebenbei behandelt und ihm höchstens der Kurzweil und Abwechslung halber ein sehr bescheidenes Plätzchen in der Schulstube gönnen, wird er von Anderen gar als zeitraubend, überflüssig und zwecklos gebemerket. Nur wenige erkennen seine volle Bedeutung als Erziehungsmittel — welches das Kind doch gewöhnlich schon mit in die Schule bringt! Neugierig sich ja das Gemüthsleben des Kindes schon im zartesten Alter mit auffallender Natürlichkeit und Vorliebe gerade im Singen! Was liegt also näher, als an das Vordringende anzuknüpfen!

Die Pflege des Gesanges ist für den einzelnen Menschen, wie für das Culturleben eines ganzen Volkes von größter Bedeutung. Jedes Lied, sei es auch noch so klein, ist vorwiegend lyrischer Art und bringt ein individuelles Gefühl zur Darstellung. Es wird zur Sprache des Gemüthes und äßt als solche, richtig gebraucht, einen überwältigenden Einfluß auf dasselbe aus. Das Gemüth ist der Inbegriff der Empfindungen und Gefühle, welche unser Inneres bewegen und aus der Tiefe der Seele heraus es erregen. Zwischen Ton und Herz besteht ein geheimes sympathisches Band. Wie die Wortsprache den Verstandesgedanken, so leitet die Tonsprache den Gemüthsempfindungen Ausdruck; sie ist die Sprache des Herzens. Was ein guter Gesang auszubringen vermag: das Amuthliche, das Sanfte, das Heitere und Ernste, das Traurige und Freudliche, das Edle, Erhabene, Anbachtliche — das regt er auch im Gemüthe des Hörenden wieder an, selbst wenn des Lebens Stürme dasselbe schon getrübt und verwidert haben. Welchen Einfluß hat, welche aufopfernde Vaterlandsliebe erregten nicht die Hallelujahs von Arndt und Arnck! Wie zündend wirkte das Begehrten: „Früh auf mein Volk, die Himmelhellen rauchen“ in Herzen deutscher Männer: zu wem? wem? dem Feind wurde Frankreich einsummt durch die „Marschälle“!

Weit edlere Gefühle regen sich im Herzen des Menschen beim Anhören erst religiöser Lieder, voll erhabener Gedanken, voll frommen, innigen Andachts. „Wenn sich der Geist auf Andachtsflügeln zum Himmel hebt, dann fällt die Brust ein heilig Drängen, das aufwärts zieht“ zum göttlichen Schöpfer. Sind wir traurig und verlassen, haben Schicksalsschläge den heiteren Himmel unseres Daseins getrübt, dann giebt ein tröstendes Lied uns wieder Lust und Muth zur Arbeit, es richtet unseren gebrochenen Sinn wieder auf. Schon die alten Griechen und Römer glaubten an eine höhere, göttliche Wirkung des Gesanges, welcher Niemand widerstehen konnte. Der griechische Sänger Odysseus besangerte selbst Thiere, daß sie ihm folgten und gehorchten. Den verlockenden Tönen der Sirenen gegenüber, wie Homer sie schilderte, konnte Niemand halt bleiben, nur der er-

finderische Odysseus verschaffte sich durch List diesen Genuß, ohne in die Klauen des Ungeheuers zu geraten.

Was wie viel größer ist dann aber die Wirkung des Gesanges auf das reine, ungetriebene Gemüth des Kindes. Unbekannt mit des Lebens Wirren, unbelästigt um des Daseins Sorgen, ist das reine Herz unerschütterlich empfänglich für alle Sinneseindrücke und besonders für das Lied. Schon in der Wiege horcht das Kind auf das Säuseln der Mutter, und wie bald macht sich der beruhigende Einfluß der Melodie bemerkbar. Selbst Plato sagt: Soll das Kind einschlafen, so trägt es die Mutter auf den Armen, es wiegend, und singt ihm dabei vor und bringt es so durch Musikbewegung in den Schlaf. Oder man besänftigt die junge Götter, die bereits groß genug ist, selbst Kinder zu erziehen, nämlich Puppen, so wird man hören, daß sie ohne Singmeister schon singen gelernt hat und bereits ein selbstcomponirtes Schlummerliedchen ganz artig zu summen weiß.

Locales.

Wiesbaden, 20. April.

*** Zur Erinnerung.** Der 20. April dieses Jahres ist ein sehr wichtiger historischer Gedenktag, obgleich er jedoch sehr unbeachtet vorübergehen dürfte; denn an diesem Tage fiel die Entscheidung, die Deutschland unwiderruflich in die große französische Revolution mit verwickelte. In den Geschichtsbüchern und den kürzeren Geschichts-Kurven heißt es meist kurz und bündig: Am 20. April 1792 erklärte Ludwig XVI. (widerstehend) den Krieg Frankreichs an Oesterreich (Preußen-Deutschland). Das klingt so einfach und stellt in Wirklichkeit uns eine so viel weitere, an Gegenständen so reiche Welt auf, daß ein näheres Eingehen auf diese fünfzigjährigen Gedenktage wohl der Mühe lohnt. Nachdem Tode des Königs und maßvollen deutschen Kaisers Leopold II., der es mit seinem Lande zu überleben, das eigene aber vor dem Kriege zu bewahren wußte, brachten es die französischen Emigranten, die in deutschen Ländern höchst stiel lebten, bei dem Nachfolger Franz II. sehr rasch so weit, daß man sich demselben in französische Angelegenheiten mischte. In einer höchst ungehörigen, an den französischen Gesandten in Wien gerichteten Note des neuen österreichischen Ministeriums Cobenzl war unter anderen schönen Dingen auch gefordert worden, wie die französische Monarchie beschaffen sein, welche Rechte der König von Frankreich haben solle u. dergl. Die Antwort war der Antrag des General Dumouriez in der französischen legislativen Kammer, an den König von Neapel und Venedig und der König Ludwig XVI., längst in der Gewalt der Revolutionären, mußte gezwungen seine Zustimmung zu der Kriegserklärung geben. Und nun das Charakteristische und Sonderbare jener Zeit. Niemand hat ein Neig so leichtfertig und ungerüstet einen Krieg begonnen, als damals Frankreich. Die fast anarchischen Zustände, in denen sich

einander widerstrebende Elemente hart besetzten, der gänzliche Mangel einer einheitlichen, leitenden Politik im Innern und nach Außen, der Umstand, daß Niemand mehr wollte, wer Herr von Frankreich, das mit einem Schatten herabgesunkene Königthum, das Alles ließ den Krieg für Frankreich auszuhalten erscheinen. Nichts war in Frankreich für den Krieg vorbereitet. Die Kasernen waren leer, die Häufiger unzureichend, Mißbräuen herrschte allenthalben. Wenn schon man nun auch in Deutschland auf einen Krieg nicht gerade gerüstet war, so lagen doch da, zumal sich Preußen an Oesterreich angeschlossen hatte, die Verhältnisse weit günstiger, so daß ein rasches und energisches Angreifen wohl zweifellos Frankreich niedergeworfen hätte. Aber endlich war man auf deutscher Seite unmeinig und machte vielerlei Kriegspläne, über die man debattirte, anstatt vorwärts zu gehen, und zweitens war man von der verhängnisvollen Einbildung der absoluten Unbesieglbarkeit des preussischen Heeres besungen. Der Oberanführer des preussischen Heeres, der verdiente General Herzog Ferdinand von Braunschweig, rief auf der Parade den Offizieren das stolze Wort zu: Meine Herren, nicht zu viel Geduld und Aufwand, Alles ist nur ein militärischer Spaziergang! Solche Unterschätzung des Feindes hat noch niemals zum guten Ende geführt, und sie war mit daran Schuld, daß die Dinge sich so ganz anders entwickelten, daß Deutschland immer mehr in die Wellen der französischen Revolution hineingeriet und bis 1815 keine Ruhe mehr fand. Und deshalb ist jener Tag der Kriegserklärung vor 100 Jahren als ein sehr wichtiger, folgenschwerer, als ein Wendepunkt der Geschichte anzusehen.

*** Kurios.** Die „Réunions-dansantes“ nehmen demnächst wieder ihren Lauf, indem für Samstag, den 23. April, eine solche Veranstaltung im Kurpark anberaumt ist.

*** Ihre Hol. Hoheit Frau Prinzessin Luise hat an Herzog Venediger's einen Kranz der schönsten Frühlingblumen niederkommen lassen, dessen Schleifenbänder die sinnige Widmung tragen: „Dem Säugler des Frühlings des Frühlings Blumen“!**

*** Das Andenken Bodensiedl's** wird seitens der Stadt Wiesbaden in besonderer Weise geehrt. Der Witwe des verstorbenen Dichters ist bereits seitens des Herrn Oberbürgermeisters eine Doppelkrone am Mondel des neuen Frühlings zur Verfügung gestellt worden; am Samstag wird Namens der Stadt ein prächtiger Kranz niedergelegt werden.

*** Von von Winkler-Jubiläum.** Wie schon gestern erwähnt, fand zur Feier dieses Jubiläums gestern Nachmittag im Kurpark ein Festessen statt, an welchem 76 Personen Theil nahmen. Die heitere Stimmung, welche die Festrede beherrschte, wurde durch die bekannte vorläufige Bezeichnung des Kurhaus-Resorteurs Herrn R. A. the noch gehoben und kam in mehreren Ansprachen zum Ausdruck. Herr Stenerrath Willmann brachte zunächst den mit Beglückwünschungen angefüllten Kollerost aus. Herr Stenerrath Schrüder er betonte, daß es Allen angenehm wäre, ihrer Hochachtung vor dem Jubilär öffentlich Ausdruck geben zu können. Weiter schätzte die Charakter-Eigenschaften des Jubilars, der energisch und schneidig in der Dienstführung, unbereits aber auch nachsichtig und mild sei. Wie dem Jubilare, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, im Amt zu verbleiben, wies der Redner dem Jubilär ein jubelnd aufgenommenes dreifaches Hoch für die reichen Gedenkte und die herrlichen Glückwünsche, welche im Laufe des Tages auch telegraphisch und brieflich in großer Zahl eingingen, dankte Herr Stenerrath Willmann namens des durch Anwesenheit am Sprechen verhinderten Jubilars, den wärmsten Dank ab. Herr

Russische Briefe.

(Eigener Aufsatz für das „Wiesbadener Tagblatt“.)

St. Petersburg, 10. April n. D.

Als vor Zeiten Frau Pandora ihr verhängnisvolles Büchsen, gefüllt mit allen Plagen des Erdenlebens, der Menschheit vertheilte, da lag am Grunde der Büchse auch die Hoffnung. Sie wußten es wohl, die Sender des Geschehenes, die unsichtlichen Götter, daß ohne diese Beigabe der Mensch all' ihre schönen Gaben, als da sind: Kraft, Vernunft, Muth, nicht würde ertragen können ohne zu verzweifeln, und so gaben sie jeder Erdenplage das Phantom der Hoffnung bei, welches den Menschen ungnüßelt, ihm Fata Morgana-Bilder der Zukunft vorzaubert und so ihn hinwegführt über Leiden und Noth! Verwachten wollten ja die Götter das damals noch glückliche Menschengeschlecht nicht — sie wollten es nur quälen! Man muß es ihnen lassen, raffinirter und bösser hätten sie es gar nicht thun können und die väterliche Liebe, mit welcher man in unseren aufgeklärten Zeiten das unbotmäßige Menschengeschlecht regiert, scheint ihnen unbekannt gewesen zu sein! Freilich — Raschdelli hatte damals noch seine „Staatskunst“ nicht geschrieben und gelehrt und Gift wurde wohl noch nicht gelesen!

Wie dem auch sei — seit der Zeit spielte die Büchse der Pandora noch immer ihre Rolle und der Mensch trägt Qual und Plage und erträgt sie, weil er hofft — hofft im Leiden und Elend — hofft in dunkler, trüber Winterzeit! Sie kommen ja auch schon die besten Tage und ein Schicksal blauen Himmels, ein paar leuchtende Sonnenstunden genügen, und dem winterlichen nordischen Großstädter erscheint das Leben wieder reich und prächtig — die Menschen alle ertraubar — die Noth ein Scherz! Er

vergibt die dunklen Tage, die hinter ihm liegen und hofft auf Frühling und Wärme, hofft auf Andenken von all' seiner nervenanstrengenden Arbeit, von all' dem Trübel, der Hoff, dem rastlosen Jagen nach Geld, Ehre und Genuß!

Und scheint erst die Sonne auch in die dumpfe Schulstube hinein, so hat der Professor, der gestrenge Schulmeister, gut reden — die Gedanken der Jugend fliegen hinaus, weil hin zu der freien goldenen Ferientzeit und sie hören, statt der einseitigen Stimme des Lehrers, den Wald rauschen und die Wellen der See plätschern, die sich weit, weit hin erstreckt, in der Sonne blinkend! Aber zwischen ihnen und diesen lustigen Bildern steht noch ein dunkler Schatten — das jährliche Examen! und dieses drohende Gespenst streckt die widerwärtigen Gedanken wieder zurück in die dumpfe Schulstube — ah, dieser Schlüssel ihrer Jahresmühen hat in ihren bangen Träumen so verzweifelt wenig Anziehung mit einer Steigefalle! — Diese Frühlingsgedanken schaffst uns aber nur die selbe Sonne — die Erde hält noch Schnee und Eis fest an sich. In den Etappen freilich herrscht schon Erfrischer künftlicher Frühling; dort hat unser Stadthauptmann feinfühlerig Sänee und Eis wegzuweisen lassen und aus ist es mit dem lauten Gellen der Schlitten — die Näder raseln wieder mit ohrenbetäubendem Lärm Tag und Nacht über das Pflaster! Die Zeitungen bringen aber auch schon Frühlingbulletin und als es kich: Die Saatfröhe ist erschienen! — da wurde diese Nachricht wie ein Siegesbulletin begrüßt und die Daischen — d. h. Wiegelturfrage wurde brennend! „Was haben Sie für Sommerpläne?“ „Wohin gehen Sie auf's Land?“ Das ist jetzt ein Thema, welches Alle interessiert und überall eifrig diskutirt wird, denn auf's Land zieht jeder für 3—4 Sommermonat, sei er nun arm oder reich; nur das wo hin? schwankt je nach Stellung und Verfe. Der besser

flüchte geht nach Finland, an den Strand oder in's „Ausland“; der kleine Beamte oder Geschäftsmann, der an die Stadt gebunden ist, zieht in die Petersburger umgebenen Villenstädte. Diese Villenstädte ziehen sich viele Meilen weit um Petersburg herum und machen, im Winter gesehen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck mit ihren verzagelten Fenstern und der Gemüthseere und Cille, die in ihnen herrscht. Die Häuschen, bunt gefärbt, sind leicht gebaut, ein dicht neben dem andern und alle mit einer offenen Veranda davor. Dazwischen stehen ein paar Büsche und hin und wieder ein schwach belaubter Baum, und als landschaftliche Schönheit beugt sich hinter dem Städtchen meistens weite, sumpfige, mit Gestrüpp bewachsene Plätze an. Das ist für sehr viele Petersburger die ersuchte Villenstadt. Diese zweifelhafte Sommerfrische ist aber noch immer ein Paradies gegen die im Sommer unerträgliche Stadt und darum begibt sich in der Fastenzeit vor St. Petersburg auf die Daischenlande nach rechts und nach links. Ein ganz leichtes Stück Arbeit ist aber für das betreffende Familienpaar diese Sache nicht — jedes der Familienglieder hat seine besonderen Wünsche: der Papa will keine Kartenspartie in der Nähe haben; für Mama und Tochter ist Hauptbedingung, daß ein Orchester in der Nähe spielt, damit man Abends zur „Musik“ gehen kann, aber sind diese Wünsche erfüllt, so ist das ledrige nebenstehende, denn nichts fürchtet die gesellige Natur des Russen mehr, als Einsamkeit!

Der Deutsche dagegen sucht sich seine Daische so einsam wie möglich und es ist ihm ein Glück, wenn der Nachbar ihm in seine offene Veranda mit seiner Landgenossenschaft hineinkommen kann, darum meidet er gerne die Villenstädte und zieht, wenn er es irgend kann, auf die „finstere Seite“, dort findet er menschenleeren Wald und einsame Hüften.

